

Die Angst der Eltern vor der Realschule

Die Realschule oder Sek C gilt als schulischer Restposten – dabei sind gute Realschüler oft gleich gut wie mittelmässige (Pro-)Gymnasiasten

CHRISTOF FORSTER, BERN

Alle reden von Gymnasien, Fachmittelschulen, Universitäten und Fachhochschulen. Selten im Fokus steht dagegen ein anderes Standbein des Bildungssystems: die Realschule oder auch Sek B, C oder E, wie sie in einigen Kantonen heisst. Damit gemeint ist die Sekundarstufe mit den tiefsten Anforderungen. Im Laufe der kommenden Wochen werden die Schülerinnen und Schüler der 6. Klassen im ganzen Land wissen, wie sie eingeteilt worden sind. In dieser Zeit des Wartens auf den Entscheid sind die Eltern meist angespannter als die Kinder.

Wenn der Nachwuchs Richtung Gymnasium oder prestigeträchtiger Lehre mit Berufsmatura eingespurt ist, scheint der Stolz der Eltern grenzenlos. Jedoch werden sie wortkarg, wenn ein Sohn oder eine Tochter in die Realschule muss. Lieber will man verschweigen, dass sein Kind nun zum schulischen «Restposten» gehört. Und verstärkt damit das Gefühl bei den Jugendlichen, es nicht geschafft zu haben. In urbanen, bildungsnahen Kreisen schämt man sich fast, wenn eines der Kinder Realschüler wird. Man sieht es in einem zunehmend auf Akademisierung getrimmten Bildungssystem auf dem Abstellgleis. Man denkt an Klassen mit Alkohol-, Drogen- und Gewaltproblemen. Aber stimmt das?

«Schüler zweiter Klasse»

Das Image der Realschule hat gelitten in den vergangenen Jahren (vgl. Interview). Fast alles hat sich um die Matura gedreht. Dies zeigt sich etwa daran, dass der Zugang zu zahlreichen Berufen wie Hebamme oder Lehrer inzwischen nur noch mit diesem Diplom möglich ist. Überall wird betont, wie wichtig Bildung für ein rohstoffarmes Land wie die Schweiz sei. Im Schatten dieser Diskussion blieb die Realschule auf der Strecke. Sie hat einen zunehmend schweren Stand in der öffentlichen Wahrnehmung. «Realschüler sind sich oft sehr bewusst, dass sie Schüler zweiter Klasse sind», sagt Bildungsforscher Thomas Meyer. Es sei erschütternd zu sehen, wie sie in vielen Fällen Interesse und Ambitionen verlören in Anbetracht dessen, dass viele Ausbildungsmöglichkeiten für sie ausser Reichweite lägen.

Da geht laut Meyer viel Potenzial verloren. Denn Studien wie Pisa zeigen, dass sich die Leistungskurven der verschiedenen Oberstufen-Typen stark überschneiden. Das heisst: Gute Realschüler sind nicht selten gleich gut wie mittelmässige (Pro-)Gymnasiasten. Meyer möchte, dass die Bildungspolitik den Realschülern mehr zutrauen. Die Lehrpläne dürften anspruchsvoller sein.

Vom Algorithmus aussortiert

Das Label Realschule hat in der Schweiz einen negativen Einfluss auf Berufskarrieren. Deshalb ist die Angst vieler Eltern vor der Einteilung nachvollziehbar. Das sagt auch der Bildungsökonom Stefan Wolter: «Realschüler haben es selbst bei gleichen schulischen Leistungen wie Sek-Schüler schwerer, gleich gute Lehrstellen zu finden.» Wolter macht jedoch eine Einschränkung. Die Forschung wisse nicht, woran dies liege. Ist die unterschiedliche Behandlung nicht begründbar, oder gibt es für die Wissenschaftler unbekannt Faktoren wie zum Beispiel das Verhalten, welche die ungleichen Chancen erklären? Es könnte sein, dass sich Sek-Schüler in Bewerbungsgesprächen im Schnitt besser verkaufen und deshalb den Vorzug erhalten.

Noch etwas macht es für Realschüler schwieriger, eine Lehrstelle zu finden. Bei grösseren Unternehmen mit vielen Bewerbungen oder anspruchsvollen Arbeitgebern wirken häufig Automatismen gegen Realschüler. Diese werden vom Algorithmus aussortiert. Bessere Chancen dürften sie bei kleineren Betrieben haben. Diese nehmen tendenziell



Überall talentiert zu sein, ist nicht allen Schülern gegeben – doch hat jedes Kind irgendwo seine Stärken. ALESSANDRO DELLA VALLE / KEYSTONE

lieber einen motivierten Realschüler als einen schulisch zwar ähnlich guten Sek-Schüler, der sich mangels Alternativen beworben hat. Immerhin können Realschüler ihre Fähigkeiten bei Eignungstests wie Multicheck oder Stellwerk zeigen, die mittlerweile von vielen Arbeitgebern verlangt werden.

Dass es auch mittelmässige oder gar schlechte Schüler beruflich weit bringen können, zeigt eine Studie von Margrit Stamm über die 200 besten Lehrabgänger der Schweiz. 60 Prozent dieser «Top 200» verfügten über einen mittleren oder tiefen Schulabschluss, 20 Prozent besuchten die Realschule. Für viele von ihnen ist laut Stamm die Lehre zur zweiten Chance geworden, die zu einer Leistungsexplosion geführt hat.

Es fehlen die Vorbilder

Ein weiteres Handicap der Realschule zeigt sich an einem anderen Ort. Während Sek-Schüler weiterführende Schulen wie Gymnasium oder Fachmittelschule besu-

chen (oder zumindest die Prüfung dafür absolvieren) können, bleibt Realschülern diese Option verwehrt. Sie könnten zwar eine Lehre mit Berufsmaturität machen, die ihnen den Weg zu einer Fachhochschule öffnet. Doch eine Berufsmaturität sei oft zu anspruchsvoll für Realschüler, sagt Wolter. Es gebe allerdings auch positive Ausnahmen, wie beispielsweise das Gesundheitswesen, wo etliche Lernende diesen Weg gingen.

«Aus all diesen Gründen ist es nachvollziehbar, wenn die Eltern zum Schluss kommen, die Realschule sei eine Sackgasse», sagt der Bildungsforscher Wolter. Das Bildungssystem sei zwar auf dem Papier sehr durchlässig. Aber in der Praxis gebe es sehr selten Wechsel von der Realschule in die Sekundarschule.

Es gibt weitere Faktoren, welche Realschüler daran hindern, ihr Potenzial zu entfalten. Lehrer bevorzugen es, punkto Leistung homogene Klassen zu unterrichten. Dies erleichtert ihre Arbeit, ist jedoch für die (leistungsschwächeren) Schüler ein Nach-

teil. Diesen fehlen die guten Vorbilder. Eine wichtige Rolle bei der schulischen Leistung spielen auch die Eltern. Die Leistung der Schüler widerspiegelt laut Wolter den Ausbildungsstand und die Erwartung der Eltern. Diese haben auch einen Einfluss auf die Lehrpersonen. Eltern von Sek-Schülern bemühen sich stärker um den schulischen Erfolg ihrer Kinder. In der Realschule gibt es diesen Druck nicht. Wenn es nicht gut läuft, müssen sich die Lehrer nicht rechtfertigen, sondern können die mangelnden Leistungen auf die Klasse abwälzen («es sind halt Realschüler»). Es gibt aber auch die anderen Reallehrer, die motivierten, die es schaffen, das Selbstwertgefühl ihrer Schülerinnen und Schüler wieder zu stärken.

Verbesserungen wären möglich

Nun gäbe es durchaus Möglichkeiten, die Realschule zu stärken. Beispielsweise könnten die Kantone die Schüler auf allen Stufen standardisierte Leistungsüberprüfungen schreiben lassen. Dies würde einen objektiveren Blick auf die Leistungen ermöglichen, der vor allem auch Realschülern zugutekäme. Die Firmen könnten dazu angehalten werden, bei ihren Entscheidungen auch diese Prüfungen zu berücksichtigen.

Noch besser sei jedoch, die strikte Trennung von Sekundar- und Realschule aufzuheben, sagt Wolter. Vor allem Westschweizer Kantone handhaben dies so. Real- und Sek-Schüler sind dabei in der gleichen Klasse. Je nach Leistung in den Hauptfächern besuchen sie den Unterricht auf Stufe Sek oder Real. So kann eine Schülerin zum Beispiel in Mathematik und Deutsch auf Sek-Niveau sein, in Französisch dagegen auf Realstufe. Schüler können so besser nach ihren Stärken gefördert werden.

Dass dieses von der Forschung propagierte Modell nicht stärker verbreitet ist, liegt auch an den Ängsten und Widerständen der Eltern. «Sie befürchten, dass sich in solchen gemischten Klassen die Leistungen ihrer Kinder verschlechtern würden», sagt Wolter. Diese Angst sei nicht ganz unbegründet. Stark profitieren von gemischten Klassen würden Realschüler. Die Sek-Schüler hätten für sie eine Vorbildfunktion. In eine ähnliche Richtung geht der Vorschlag, nicht bereits in der Primarschule zu selektionieren. Heute werde in der Schweiz zu früh und zu stark selektioniert, sagt der Bildungsforscher Meyer.

Ideen liegen auf dem Tisch. Doch vorläufig bleibt alles beim Alten.

«Je nach Leistung in einem Fach besuchen die Schüler den Unterricht auf Stufe Sek oder Real.»

Stefan Wolter
Bildungsforscher

«Die Realschule gilt als Ort für Problemfälle»

Die Realschule hat eine schlechte Reputation. Sollten wir mehr darüber reden statt über das Gymnasium?

Ja. Die Realschule hat in der Gesellschaft eine geringe Akzeptanz. Mit der Akademisierung der Bildung hat sich dies verstärkt. Sie gilt nicht mehr als Schule für eine breitere Bevölkerungsgruppe, sondern vor allem als eine für Problemfälle.

Stimmt das Bild mit der Realität überein? Tatsächlich stammen Realschüler öfter aus Familien mit niedrigen Bildungsabschlüssen und ohne regelmässige Arbeit. Dazu kommen teilweise Risikofaktoren wie Alkohol-, Drogen- und Gewaltprobleme. Deshalb werden Realschüler häufig als Kellerkinder wahrgenommen.

Tests zeigen aber, dass Realschüler mehr leisten können, als man ihnen zutraut. Laut der Pisa-Studie gibt es eine deutliche Überschneidung zwischen Realschülern und Gymnasiasten. Aus der Begabungsforschung wissen wir, dass in der Realschule relativ oft begabte Schüler sitzen, deren eigentliche Probleme in sprachlichen Defiziten oder in einer Legasthenie liegen.

Welche Rolle spielt die soziale Herkunft?

Eine wichtige. Dies fängt schon mit der Benotung an. Lehrpersonen trauen Schülern aus bildungsnahen Familien mehr zu. Dass es auch Schüler mit eher schwachen kognitiven Fähigkeiten



Margrit Stamm
Erziehungswissenschaftlerin

ans Gymnasium schaffen, liegt an der Unterstützung des Elternhauses. Sie helfen selber oder können sich Förderunterricht leisten.

Was ist ein Realschulabschluss wert? Realschüler haben mehr Schwierigkeiten auf dem Lehrstellenmarkt. Leider verstärken viele Betriebe dies noch. Wegen des Trends zum Gymnasium und zu höheren Schulabschlüssen nehmen sie Realschüler zunehmend als minderwertige Kategorie wahr. Sie gehen davon aus, ihre Voraussetzungen würden nicht ausreichen, um eine Berufslehre

erfolgreich zu absolvieren. Doch wir stellen fest: Realschüler erzielen überdurchschnittlich oft sehr gute Lehrabschlussprüfungen, obwohl sie in der obligatorischen Schule ungenügende Leistungen zeigten. Dort scheitern sie häufig an den sprachlichen Kompetenzen.

Für Firmen kann es ein Risiko sein, solche Lehrlinge zu verpflichten. Was raten Sie ihnen?

Sie sollten Schulniveau, Noten und Klassenwiederholungen weniger stark gewichten. Dann könnte die Berufslehre für Realschüler zur zweiten Chance werden. Betriebe müssten in dieses Potenzial investieren, auch wenn das Risiko besteht, dass es einmal nicht klappt.

Was können die Eltern tun? Oft wird ihr Überheerz kritisiert. Doch sie passen sich bloss dem Bildungssystem an, das sich so entwickelt hat – nach dem Motto: je höher, desto besser. Es hilft natürlich nicht, wenn Eltern ihrem Kind das Gefühl geben, es sei ein Versager, weil es in der Realschule ist. Das Wichtigste, was Eltern tun können: einen positiven Blick auf die Jugendlichen und auf ihre Talente richten. Viel zu häufig orientieren wir uns an den Schwächen.

Interview: Christof Forster